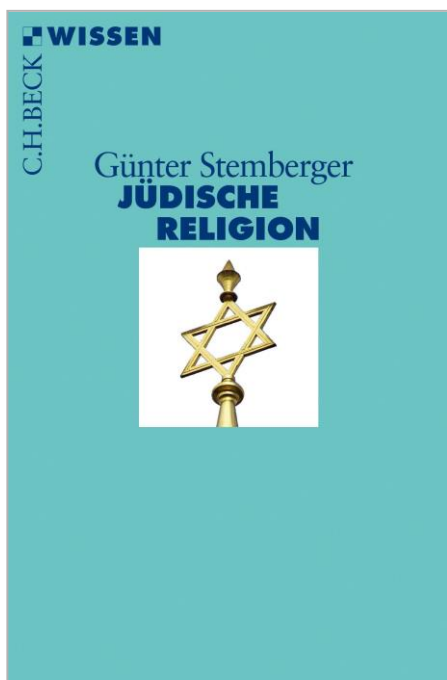


Unverkäufliche Leseprobe



Günter Stemberger
Jüdische Religion

119 Seiten. Paperback
ISBN: 978-3-406-68327-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/15802404>

Zur Einführung

Eine Religion kurz vorzustellen, ist immer mit Schwierigkeiten verbunden und der Gefahr grober Vereinfachungen, Verkürzungen und damit auch Verzerrungen ausgesetzt. In besonderer Weise gilt dies für die jüdische Religion, und zwar im wesentlichen aus zwei Gründen:

Der Begriff „Religion“ ist auf das Judentum nur mit Vorbehalt anzuwenden. Die hebräische Sprache hat gar kein Wort für Religion – das heute dafür verwendete Wort *dat*, ein Lehnwort aus dem Persischen, bedeutet eigentlich „Gesetz, Anordnung“. Anders als etwa im Christentum läßt sich nicht zwischen religiösen und profanen Bereichen des Lebens unterscheiden. Das sieht man schon daran, daß das traditionelle Judentum keinen Religionsunterricht kannte: Das ganze Leben ist Religion. Das Aufwachsen in einem jüdischen Haus ist ebenso Religionsunterricht, Einübung in das Judesein, wie auch schon das Lernen des hebräischen Alphabets Einführung in die Sprache der Bibel und damit der Verständigung Gottes mit seinem Volk ist. Wie man sich kleidet, was man ißt, gehört ebenso zur „Religion“ wie Gebet und Gottesdienst der Synagoge. Im jüdischen Leben ist nichts wirklich profan; alles ist religiös. Die Geschichtserfahrung von der Schöpfung über die Zeit der Erzväter und die Offenbarung am Sinai bis hin zu Holocaust und den Ereignissen der Gegenwart ist Teil der religiösen Wirklichkeit. Ebenso grundlegend gehört aber auch die Erfahrung der Gemeinschaft dazu, das Eingebundensein in das Volk Gottes – und zwar nicht nur als abstrakter Begriff, sondern in der konkreten Alltagserfahrung: Gemeinde, Volk, Nation, Land und Staat Israel und Religion lassen sich nicht voneinander trennen. Der „Staatsbürger jüdischen Glaubens“ ist eine Erfindung der Aufklärung, die „israelitische Kultusgemeinde“ die Ablösung der traditionellen, alles Leben umfassenden jüdischen Gemeinde bis ins späte 18. Jahrhundert (und teilweise noch länger), Ergebnis von Emanzipation und Toleranz, damit aber auch Abschieben des Religiösen in den privaten Raum.

„Das“ Judentum gibt es nicht. Es ist nicht einfach eine erstarrte Form biblischer Religion, sondern hat sich auf der Grundlage der Bibel über die Jahrtausende entwickelt. Auf Fragen der historischen Bibelkritik einzugehen, ist aus Raumgründen nicht möglich und für die Darstellung religiöser Grundvorstellungen auch nicht notwendig. Das Fehlen einer zentralen Lehrautorität ermöglichte schon im Altertum die Entfaltung verschiedener Ausprägungen jüdischen Lebens und Denkens. Im Mittelalter entwickelten sich unter je verschiedenen Umweltbedingungen der aschkenasische (i. w. mittel- und osteuropäische, später auch nordamerikanische) und der sefardische (spanische, im weiteren Sinn allgemein in islamischer Welt lebende) Zweig des Judentums; bis heute sind sie durch verschiedenes Brauchtum und Ritual getrennt, bilden verschiedene Synagogengemeinden und haben in Israel auch je eigene Oberrabbiner. Tiefgreifender sind die Unterschiede, die sich aus den Reformbestrebungen im mitteleuropäischen Judentum ab dem 18. Jh. entwickelten. In Europa sind sie nach außen vielfach durch sogenannte Einheitsgemeinden überdeckt, in Israel durch das Monopol der Orthodoxie. Am deutlichsten treten die Unterschiede in den Vereinigten Staaten Amerikas zutage: Die einzelnen Strömungen wie orthodoxes, konservatives und reformiertes Judentum sind organisatorisch, als Synagogenverbände, in Schulwesen und Rabbinerausbildung klar voneinander getrennt; daneben gibt es verschiedene kleinere Strömungen wie die Rekonstruktionisten und einen hohen Anteil von Juden, die keiner dieser Richtungen angehören und sich dennoch als Juden bewußt sind. Das Spektrum reicht vom bewußten Festhalten an Lebensformen und halakhischen („religionsgesetzlichen“) Normen, die über die Jahrhunderte aus dem Talmud und seinen Kommentaren abgeleitet wurden, über eine gewisse Anpassung an „Erfordernisse der Gegenwart“ bis zur fast völligen Aufgabe der „äußeren Schale“ von Normen und Bräuchen zugunsten der „Idee“ des Judentums, seiner Ethik und seines Geschichtsbewußtseins. Dieselbe Bandbreite jüdischen Daseins gibt es in Europa, auch wenn dies – schon wegen der meist geringen Mitgliederzahl der einzelnen Ortsge-

meinden – organisatorisch gewöhnlich nicht zum Ausdruck kommt.

Dieses weite Spektrum in eine kurze Darstellung jüdischer Religion einzubeziehen, ist natürlich unmöglich. Einfach den kleinsten gemeinsamen Nenner als Basis zu nehmen, würde der Wirklichkeit auch nicht gerecht. Als Grundlinie der Darstellung gilt eine gemäßigt orthodoxe, der biblischen und talmudischen Tradition verpflichtete Lebensform, das geschichtlich Gewachsene mehr als seine Anpassungen an die Gegenwart; die übrige Bandbreite jüdischen Lebens wird dagegen nur da und dort angedeutet.

Aus dem bisher Gesagten ist wohl schon deutlich, daß jüdische Religion nicht als System von Glaubenswahrheiten dargestellt werden kann, so sehr auch Glaubensinhalte das Judentum mitprägen. Natürlich kann man den aus Religionsphilosophie und christlicher Theologie bekannten Fragenkatalog – Gott und andere himmlische Wesen, Schöpfung, Mensch, Sünde und Erlösung, Wunder und dergleichen – sinnvoll auch aus jüdischen Quellen abhandeln. Das alles spielt in jüdischer Tradition eine Rolle und doch wäre damit nur ein kleiner Ausschnitt der jüdischen Religion getroffen.

Schon aus Raumgründen behandle ich theologische Fragen hier nur im Zusammenhang mit der Praxis des religiösen Lebens. Damit ist natürlich so manches nicht in den größeren theologischen Zusammenhängen besprochen und fehlt vieles, was man sich vielleicht von der Darstellung einer Religion erwartet. Daß es Gott gibt, ist für die Bibel und die ganze jüdische Tradition selbstverständlich; Gottesbeweise haben nur die Religionsphilosophie interessiert. Das Verhältnis dieses Gottes zu Welt und Mensch hingegen ist etwas, was in das tägliche Leben eingreift und in den Gebeten seinen ständigen Ausdruck findet. Es ist zwar etwas zu kurz gegriffen, wenn man das Judentum als Religion des Tuns betrachtet, doch ist darin etwas ganz Wesentliches gesehen. Glaubens- und Sittenlehre, religiöses Leben und die ihm zugrundeliegenden theologischen Auffassungen lassen sich nicht trennen. Judesein bestimmt idealerweise das ganze Leben, das Tun ebenso wie das Denken; das

Leben ist Ausdruck des Glaubens. Um das in knapper Form zu vermitteln, wurde der Lebenslauf von der Geburt bzw. vom Eintritt in das jüdische Volk bis zum Ende des Lebens und den damit verknüpften Erwartungen und Vorstellungen als der Rahmen der folgenden Skizze gewählt.

I. Eintritt in das Volk Gottes

Wer ist bzw. wie wird man Jude? Die heute vieldiskutierte Frage wird gewöhnlich so beantwortet: Jude ist, wer eine jüdische Mutter hat oder in halakhisch korrekter Form zum Judentum übergetreten ist. Judentum ist also zugleich Abstammungsgemeinschaft und Wahlgemeinschaft.

Gewöhnlich wird man als Jude geboren. Nicht immer allerdings war die jüdische Mutter Grundvoraussetzung für das Judeseins des Kindes. Noch im 1. Jh. wurde größerer Wert auf den jüdischen Vater gelegt. Heiratete eine Nichtjüdin in eine jüdische Familie ein, wurde von ihr ohne Notwendigkeit einer formellen Konversion die Annahme jüdischer Lebensweise erwartet; die Kinder galten als jüdisch. Die Kinder einer Jüdin hingegen, die einen Nichtjuden heiratete, ohne daß dieser zum Judentum übertrat, galten als Nichtjuden: dies macht die Geschichte des Timotheus (Apg 16,1-3) ebenso deutlich wie die Familiengeschichte des Herodes bei Josephus Flavius. Doch seit rabbinischer Zeit, d.h. nach Zerstörung des Tempels im Jahre 70, hat sich das matrilineare Prinzip allgemein durchgesetzt.

Die zeitlich und regional verschieden häufig wahrgenommene Möglichkeit der *Konversion zum Judentum* macht deutlich, daß die Vorstellung einer „jüdischen Rasse“ nicht haltbar ist. Zu allen Zeiten fühlten sich Menschen zur jüdischen Religion hingezogen, beeinflusst durch die Bibel und spätere jüdische Literatur wie auch durch den Besuch der Synagoge oder das persönliche Beispiel einzelner Juden oder ganzer jüdischer Gemeinden. Ob es in früherer Zeit eine regelrechte jüdische Missionstätigkeit gegeben hat, ist umstritten. Jedenfalls gab es in der Antike um die meisten jüdischen Diasporagemeinden immer auch Gruppen von Sympathisanten und kennen wir aus Antike und Mittelalter spektakuläre Übertritte zum Judentum: im 1. Jh. konvertierte das Königshaus von Adiabene (Mesopotamien) zum Judentum, im 6. Jh. der König von Himjar (Jemen), im 8. Jh. die Königsfamilie der Khazaren am Schwarzen Meer. Strenge Verbote von christlicher wie islamischer Seite sowie

eine stärkere Abgrenzung der jüdischen Gemeinden selbst, durch negative Erfahrungen mit Konvertiten vorsichtig geworden, ließen die Zahl der Konversionen stark zurückgehen. Doch hat es auch später immer wieder Übertritte zum Judentum gegeben. Nach Prüfung der Beweggründe für einen so schwerwiegenden Schritt, angemessener Probezeit und entsprechender Unterweisung in Lehre und Leben des Judentums erfolgt die Aufnahme des Mannes durch Beschneidung und rituelles Tauchbad, die der Frau durch das Tauchbad allein. Dadurch wird man Nachfahre Abrahams und Saras, von wenigen halakhischen Ausnahmen abgesehen vollberechtigtes Mitglied des Bundesvolkes.

Auch wenn das Kind einer jüdischen Mutter automatisch Jude ist, wird der Knabe doch erst durch die *Beschneidung* am achten Tag nach der Geburt voll eingegliedert gemäß den Worten Gottes an Abraham: „Das ist mein Bund zwischen mir und euch samt deinen Nachkommen, den ihr halten sollt: Alles, was männlich ist unter euch, muß beschnitten werden. Am Fleisch eurer Vorhaut müßt ihr euch beschneiden lassen... Alle männlichen Kinder bei euch müssen, sobald sie acht Tage alt sind, beschnitten werden“ (Gen 17,10-13). Die Beschneidung war und ist bei vielen Völkern verbreitet, wenn auch meist – so im Islam – erst in der Pubertät vollzogen. Ihr ursprünglicher Sinn ist nicht eindeutig geklärt, ihre hygienische Begründung erst neuzeitlich. In der biblisch-jüdischen Tradition wurde sie jedenfalls zum Zeichen des Bundes mit Gott, zum *berit mila*, dem „Bund der Beschneidung“, damit grundlegendes Zeichen der Zugehörigkeit zum Judentum. Darauf zu verzichten oder sie mit einem chirurgischen Eingriff rückgängig zu machen, galt daher schon in der Zeit der Makkabäer als Abfall vom Judentum, das Verbot der Beschneidung durch den Staat als Akt der Religionsverfolgung (1 Mak 1,15.48). Zwar hat es im Reformjudentum Tendenzen gegeben, wie viele andere „äußere“ Formen jüdischer Tradition auch die Beschneidung aufzugeben oder sie zumindest nicht mehr als streng verpflichtend anzusehen, doch hat man in den letzten Jahrzehnten sich wieder verstärkt der Tradition zugewandt.

Die Beschneidung findet zu Hause, eventuell auch im Krankenhaus, meistens aber in der Synagoge statt. Wie zu allen offiziellen religiösen Akten soll ein *Minjan* dabeisein, die „Zahl“ von zumindest zehn jüdischen Männern als Vertretung der Gemeinde Israels, in die das Kind aufgenommen wird. Das Kind, meist in einem festlichen bestickten Kleid, wird zuerst auf den „Stuhl Elijas“ gelegt, der im Gedenken an seinen Eifer für den „Bund des Herrn“ (1 Kön 19,10; vgl. Mal 3,23f) symbolisch Ehrengast und Zeuge jeder Beschneidung ist. Dann übernimmt der *Sandak*, der Pate, das Kind und hält es auf seinem Schoß. Den Eingriff nimmt der *Mohel* vor, der „Beschneider“, ein nicht nur medizinisch, sondern v. a. religiös geschulter Mann. Dann betet der Vater: „Gepriesen seist Du, Herr unser Gott, König der Welt, der uns durch seine Gebote geheiligt und uns geboten hat, das Kind in den Bund Abrahams, unseres Vaters, einzuführen.“ Die Anwesenden antworten: „Wie er in den Bund eingeführt wurde, möge er in die Tora, zur Ehe und zu guten Taten geführt werden.“

Anlässlich der Beschneidung bekommt der Knabe auch einen biblischen *Namen* (neben dem bei uns ein ziviler Name geführt wird), der in Hinkunft bei allen religiösen Anlässen dient, von der Bar Mitzwa über die Aufrufung zur Toralesung bis zu Hochzeit und Grabstein. In der aschkenasischen Tradition ist dies gewöhnlich der Name eines verstorbenen Verwandten. Mädchen erhalten ihren Namen gewöhnlich am Sabbat nach der Geburt oder wenn die Mutter zum ersten Mal wieder zur Synagoge kommt. Im Anschluß an die Beschneidung findet ein Festessen statt, an dem teilzunehmen eine *Mitzwa*, eine religiös verdienstliche Handlung ist.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de